

POSTCOLONIAL PERSPECTIVES ON EASTERN EUROPE

Herausgegeben von Alfred Gall, Mirja Lecke
und Dirk Uffelmann

Wolfgang Stephan Kissel (Hrsg.)

Der Osten des Ostens

Orientalismen in slavischen Kulturen
und Literaturen



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Thomas Grob (Basel)

Eroberung und Repräsentation. ,Orientalismus‘ in der russischen Romantik¹

1. Postkoloniale Erzählungen

Als im Jahr 1979 Jean-François Lyotard in seinem Buch *La condition postmoderne* das Ende der Moderne und damit eine Postmoderne erklärte, tat er dies v.a. über die Analyse des Autoritätsverlustes der sogenannten *grands récits*, der „großen Erzählungen“ oder „Metaerzählungen“, die die Moderne und ihre Wissensformen geprägt hatten. Der „Atomisierung des Sozialen“ in der Gegenwart entspreche eine Auflösung der großen Deutungsmuster in „Sprachspiele“ im Wittgensteinschen Sinn: Wissen, so Lyotard, verliere seine Narrativität. So würden aufklärerische und idealistische Grundannahmen über eine teleologisch gerichtete Geschichte abgelöst: Metanarrative von Unterdrückten und Unterdrückern, von aufklärerischer „Emanzipation“ (Lyotard 1979, S. 112) verabschiedet, die „universelle Metasprache“ in eine „Pluralität formaler und axiomatischer Systeme“ (Lyotard 1979, S. 128) aufgelöst. Was allerdings an die Stelle dieser Metaerzählungen treten könnte, ist bei Lyotard erst angedeutet.

Seither erleben wir, wie komplex dieser Prozess verläuft; im politischen und gerade im interkulturellen Bereich haben im Laufe der gewaltigen Umbrüche der letzten Jahrzehnte bereits ausgestorben geglaubte „Erzählungen“ – etwa solche nationaler und religiöser Art – plötzlich wieder Furore gemacht, neue sind aufgetaucht. Sie haben sich aber regionalisiert, was als Beleg für Lyotards These genommen werden könnte. Dem trugen die Kulturwissenschaften Rechnung, die eine steigende Sensibilität für die geographisch-kulturelle Bedingtheit von gesellschaftlichen Narrativen zeigten. Dies mündet in den kulturellen Erzählungen über sich, die Geschichte und über die Anderen keineswegs in einen bloßen Pluralismus oder gar in eine postmoderne ‚Beliebigkeit‘. Denn diese regionalisierten Narrative sind oft über die Grenzen der eigenen Kultur nicht vermittelbar, und sie besitzen zuweilen ein beachtliches interkulturelles Aggressionspo-

1 Seit der Abfassung dieses Beitrags sind einige Arbeiten erschienen, die hier noch nicht berücksichtigt sind; auch sind diese Überlegungen mittlerweile in ein Basler Forschungsprojekt eingegangen, wo sie ausgebaut und differenziert werden sollen. An der hier diskutierten grundsätzlichen Ausrichtung der russistischen Orientalismus- und Kaukasusforschung hat sich bisher allerdings wenig verändert, so dass die hier vertretenen Positionen, wie ich meine, ihre Aktualität nicht verloren haben.

tential. Entsprechend ist man allseits geneigt, Narrativität nur den scheinbar leicht zu durchschauenden Geschichten der anderen zuzuschreiben. Dabei ist es zumindest fraglich, ob man gerade in interkulturellen Relationen narrative Grundmuster überhaupt vermeiden kann.

Das Problem der narrativen Verfasstheit betrifft historische Mythen oder interkulturelle Stereotypien, im Grunde aber jeden Blick auf das kulturelle Andere und auf historische Ereignisse. Auch jeder Blick auf den unüberschaubaren Komplex der Kolonialgeschichte wird durch narrative Paradigmen strukturiert: eigen / fremd, Opfer / Täter, aktiv / passiv, vorwärtsgewandt / rückwärtsgewandt, oder auch einfach ‚gut‘ und ‚schlecht‘. Dies gilt für wissenschaftliche historische Arbeiten, es gilt umso mehr für die kulturellen Erzählungen mit Breitenwirkung. Den Narrativierungen entkommen auch die narrationskritischen *postcolonial studies* nicht. Initiiert wurde diese Betrachtungsweise bekanntlich durch die Thesen Edward Saids, dass die westlichen Bilder und Narrative über den sog. „Orient“ durchgehend ideologisiert sind, dass man das Konzept eines „Orients“ in Differenz zur sog. westlichen Welt erst schuf und damit die politisch-ökonomische Vereinnahmung legitimierte. Die Basis dieser Konstruktion bildet ein aufklärerisches Großnarrativ von der Dichotomie zwischen dem aufgeklärten, modernen Westen und dem zurückgebliebenen Rest der Welt; dieses wiederum beruht auf vormodernen Einstellungen gegenüber den eroberten außereuropäischen Gebieten seit dem 15. Jahrhundert, wie sie etwa Tzvetan Todorov (1995) und Stephen Greenblatt (1994) beschrieben haben. Angeregt durch poststrukturalistische Lektüretechniken werden in den *postcolonial studies* Äußerungsformen von Dominanz, Aneignung und Abhängigkeit, aber auch von Autonomisierung, Unterwanderung und *writing back* erörtert. Dies gab der Kolonialismus- und Imperialismusdebatte ein kulturelles Gesicht.

Die Hegemonie der Macht schafft sich nach Said eine eigene Metaerzählung; Analysen im Sinne der *postcolonial studies* widmen sich nicht zuletzt ihrer Dekonstruktion. Es fragt sich aber, ob nicht Said selbst eine solche Metaerzählung geschaffen oder zumindest angeregt hat. Unbestreitbar zeigt seine Sicht eine Tendenz zur Vereinheitlichung der Phänomene. Die neuere historische Kolonialismusforschung dagegen betont eher die Uneinheitlichkeit kolonialer Ideologien und Praktiken. Jürgen Osterhammel bringt es auf den Punkt: „Kolonialismus, das verwischt sich mitunter in den *postcolonial studies*, ist nicht immer und überall dasselbe“ (Osterhammel 2006, S. 34).

Was Russland betrifft, so zeichnet diese Differenzierungstendenz bereits Andreas Kappelers historische Monographie *Russland als Vielvölkerreich* aus (Kappeler 1992), wohl die umfassendste und differenzierteste Darstellung der Geschichte des multiethnischen Russlands und seiner komplexen Politik in den ethnisch nichtrussischen Gebieten. In der kulturwissenschaftlichen Betrachtung

ist diese Differenziertheit noch nicht überall angekommen. V.a. seit den frühen neunziger Jahren entstanden zahlreiche Arbeiten, die den Saidschen Ansatz auch auf die russische Literatur übertragen; unabhängig davon gibt es auch den umgekehrten Blick auf die ‚Orientalisierung‘ Osteuropas. In der eigentlichen Postkolonialismusdiskussion blieb Russland, soweit ich sehe kann, weitgehend ein blinder Fleck. Said selbst hat Russland in seinem „Orientalismus“-Buch explizit aus seiner Betrachtung ausgeklammert, wenn auch eher aus pragmatischen denn aus prinzipiellen Gründen. Auch wenn man überzeugt ist von der Relevanz von Saids Ansatz, gibt es einen Grund, diesen Übertragungen, die Saids Vorgehensweise deutlich vereinfachen und kaum den kulturellen Transfer thematisieren, mit Skepsis zu begegnen. Das Problem ist mehrschichtig, und es betrifft

- a. das *politisch-historische* Verständnis der Expansion Russlands in von (ethnisch gesehen) Nichtrussen bewohnte Gebiete und die entsprechenden Herrschaftspraktiken und -ideologien; dazu gehört die Frage nach der Spezifik bzw. Vergleichbarkeit mit westeuropäischen oder US-amerikanischen Machttechniken,
- b. kulturelle Repräsentationen der militärischen und/oder politischen Aneignung, etwa in der Literatur; auch hier stellt sich die Frage nach einer Spezifik.

Ich werde den ersten Punkt nur kurz ansprechen; im zweiten, der die literaturwissenschaftliche Betrachtung besonders betrifft, konzentriere ich mich räumlich auf den Kaukasus und zeitlich auf die Romantik, die – auch das soll Thema sein – für die Bilder des Kaukasus in der russischen Kultur prägend war.

2. Russische Expansionsmodelle und der Kaukasus

Bezüglich der komplexen und in vielem strittigen Frage der russischen Eroberung des Kaukasus möchte ich nur auf einen Aspekt hinweisen, der an sich wohlbekannt ist. Das Moskauer Reich, das sich seit dem 15. Jahrhundert in Abgrenzung gegen die tatarische Herrschaft, später auch gegen Westen (Polen-Litauen, Schweden) und Süden (Osmanisches Reich) festigte, war gleichsam mit einem Programm geimpft, das wohl auf das Trauma der tatarischen Fremdherrschaft zurückgeht und die Geschichte des Moskauer bzw. Russischen Reichs bis zum späten 19. Jahrhundert prägen sollte: seine Ausdehnung. Diese ist bald mit einer ganzen Palette ideologischer und administrativer Praktiken verbunden. In der ersten Form des „Sammelns der russischen Länder“ ging es um die Angleichung von Gebieten, die man als genuin ‚eigene‘ auffasste und in denen sich Moskau als Zentrum durchsetzte; bekanntlich geschah dies in einzelnen Fällen – wie etwa Novgorod (1478) – bereits mit großer Härte. Einen Einschnitt für diese Ideologie bedeutete der Fall des tatarischen Kazan‘ im Jahre 1552 unter Ivan IV. und wenig später des Khanats Astrachan‘ im Mündungsgebiet der Volga. Da-

durch wurde das Moskauer Reich zum multiethnischen und multireligiösen Gebilde. Es veränderte sich der Charakter der Ausdehnung, und diese verlangte nach neuen ideologischen Begründungen; eine von ihnen war nun das „Sammeln der Länder der Goldenen Horde“.

Andreas Kappeler hat beschrieben, welches Spektrum an Formen der Aneignung, der Kooperation und Einverleibung sich über die Jahrhunderte ideologisch wie administrativ herausbildete. Die vormodernen Praktiken der Reichsintegration veränderten sich im Laufe der Zeit, und sie passten sich regionalen Begebenheiten an. Kappeler spricht von einer doppelten Linie der Politik gegenüber den neu erworbenen Gebieten: einer repressiven, wenn es um die Sicherung der Macht und territorialen Integrität ging und die sich auch im Festungsbau ausdrückte, aber auch einer vergleichsweise toleranten: „Diese flexible, pragmatische Linie der Politik“, die nur zeitweilig – etwa unter Peter I. – verlassen wurde, knüpfte an bestehende kulturelle, religiöse und gesellschaftliche Traditionen an und suchte die Zusammenarbeit mit den lokalen Eliten. Sie blieb, so Kappeler, „für die vormoderne russische ‚Nationalitätenpolitik‘ beispielhaft“ (Kappeler 1992, S. 33).

Was den Kaukasus anbelangt, so gehen die Kontakte und Konflikte in die vormongolische Zeit zurück. Relevant werden sie ab dem 16. Jahrhundert, als das Moskauer Reich nach der Befreiung aus der mongolischen Dominanz seinen Einfluss bald auch in diese Region ausdehnte; die zweite Ehefrau Ivans IV., Maria Temjukovna, war die Tochter eines kabardinischen Fürsten. Peter der Große nahm bereits die alte Stadt Derbent in Dagestan am Kaspischen Meer ein; diese Gebiete kamen dann aber wieder unter persischen Einfluss. Unter Katharina I. wird der Kaukasus im Zuge der Türkenkriege zum Element einer reichspolitischen und militärischen Strategie; um 1815 waren nach einem langen Prozess die südlichen Gebiete (das heutige Georgien, Armenien, Aserbaidschan) weitgehend russisches Einflussgebiet. Nicht unterworfen waren die *gorcy*, die Bergbewohner im Norden, die mit ihren Überfällen die wenigen Transportwege, insbesondere die georgische Heerstraße, bedrohten und Plünderungszüge nach Georgien, Stavropol' und in die Kuban-Region (das heutige Krasnodar) unternahmen; nicht zuletzt daher stammt wohl das Epitheton der „Räuber“, das ihnen im 19. Jahrhundert anhaftete. Jedenfalls war das wohl eine der politischen Motivationen Russlands, diese Gegend, wie es hieß, zu „befrieden“. Die Auseinandersetzungen in diesem Raum sind jedoch vornehmlich geopolitisch, durch die Konkurrenz mit anderen Mächten geprägt. Dies betrifft natürlich das Osmanische Reich, das in der Rolle der zurückzudrängenden Gegenmacht für Russland in gewissem Sinne die mongolische Goldene Horde ablöste, dann Persien und zunehmend die europäischen Kolonialmächte, insbesondere England. Ökonomi-

sche Motive, wie sie etwa in Sibirien von Bedeutung waren, spielten hier wie im russischen Kolonisierungsmodell generell (noch) eine untergeordnete Rolle.

Die Bergvölker des Kaukasus waren zumeist in Stufen zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert durch türkischen sowie dagestanischen Einfluss islamisiert worden; teilweise waren sie vorher christlich gewesen. Die Tschetschenen-Inguischen wehrten sich bekanntlich besonders heftig gegen die russische Eroberung und wurden dabei von verschiedener Seite unterstützt. Der blutige Krieg dauerte offiziell bis 1864, als die „Tscherkessen“ – ein Sammelbegriff für die Bewohner des westlichen Teils des Nordkaukasus – sich ergaben. Er war für die russische Seite verlustreich und traumatisch, für die Bergvölker in vielen Gebieten vernichtend. Zu seiner Symbolfigur der späteren Phase wurde der Aware Schamil, der 1859 gefangen wurde. Der offiziell letzte Akt war die von Russland geduldete, ja geförderte Massenflucht in die Türkei, die aber nicht in erhofftem Ausmaß durch Siedler aus Russland kompensiert werden konnte. Dieser Krieg war, wie wir heute wissen, unter der Oberfläche nie definitiv beendet. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts erstarkende sufische Widerstandsbewegung, von den Russen als „Muridismus“ bezeichnet, wurde unter dem Banner des Dschihad (*ghazavat*) geführt; Schamil selbst war Führer der Muriden. Es war auch Schamil, dem angesichts der russischen Bedrohung die Vereinigung der auf dem Gebiet des heutigen Tschetscheniens und Norddagestans siedelnden muslimischen Völker in einen gemeinsamen, auf Regeln der Scharia basierenden Staat (Imamat) gelang.

Der Kaukasus war im Laufe des 19. Jahrhunderts von einer Entwicklung betroffen, die den Kern des offiziellen imperialen Selbstverständnisses Russlands traf. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erfuhr die russische Einstellung gegenüber den ethnischen, v.a. aber in ihrer Lebensweise differenten Bevölkerungsgruppen eine markante Verschiebung:

Andererseits wurde im 19. Jahrhundert das eurozentrische Superioritätsgefühl der Russen gegenüber Nomaden, Muslimen und überhaupt gegenüber Asiaten [...] ständig stärker und zeigte immer weniger Verständnis für die fremden Sozialordnungen, Wirtschaftsweisen und Wertesysteme. Wie die europäischen Kolonialmächte, von denen dieses Bewusstsein übernommen wurde, sollte Russland in Asien eine zivilisatorische Mission erfüllen, den „primitiven“ Nichtrussen die Segnungen der ‚höheren‘ europäischen Kultur bringen (Kappeler 1992, S. 174).

Dies hatte auch politische Konsequenzen; dazu gehört etwa das Statut über die *inorodcy* von 1822 – also über nomadische Gruppen, die man erst schützen und schrittweise integrieren wollte, die später aber zunehmend als ‚fremdstämmig‘ segregiert und diskriminiert wurden; auf die Kaukasusbewohner wurde es allerdings nicht angewandt. Betroffen war aber das politische Klima insgesamt; insbesondere im späteren 19. Jahrhundert erlebte Russland, nicht anders als andere

europäische Nationen, eine Tendenz hin zu einem potentiell chauvinistischen Nationenbegriff. Nun gab es in zunehmendem Maße eine eigentliche Russifizierungspolitik, die allerdings vor dem Hintergrund einer längst durchmischten Elite zu sehen ist und deswegen viel mehr nach kulturellen als nach im engen Sinne ethnischen Gesichtspunkten erfolgte.

Damit hängt ein an sich bekannter Problemkreis zusammen, der nicht immer die erforderliche Berücksichtigung findet. Denn versteht man unter ‚Kolonialismus‘ im Sinne der *postcolonial studies* nicht nur eine militärisch-politische und ökonomische, sondern auch eine asymmetrische kulturelle Beziehung, dann zeigt Russland im Verhältnis zum westlichen Europa selbst Züge einer kolonisierten Nation, zu deren Selbstverständnis es gehörte, im Laufe der aufklärerischen „Erfindung von Osteuropa“ – im Sinne von Larry Wolff (1994) – nie wirklich als europäische Kulturnation anerkannt zu werden. Die russische Kultur war v.a. im 19. Jahrhundert von der Auseinandersetzung mit dem Westen und dessen zivilisatorischer Leitfunktion geprägt, und diese innere Auseinandersetzung war geprägt von dem Eindruck, von ‚Europa‘ zurückgesetzt und missverstanden zu werden. Einige Stimmen bezeichnen diese gleichsam freiwillige Übernahme fremder kultureller Werte nach einem Diktum V. O. Ključevskij als russische ‚Selbstkolonialisierung‘. Etwas zugespitzt ließe sich die Selbstprofilierung zur ‚Kolonialmacht‘ im westlichen Sinne im späten 19. Jahrhundert als Element eines selbstkolonisierenden Gestus verstehen, und in diesem Sinn als Fortsetzung eines kulturellen ‚Kopierens‘, das schon die russischen Romantiker ihrer Kultur zuschrieben und programmatisch ablehnten. Diese Verhältnisse führten immer wieder zu Spekulationen kulturpsychologischer Art, zur These eines „Komplexes“ bzw. zu einer Kompensationsthese in dem Sinne, dass Russland sich im Verhältnis zu Europa durch die Übernahme europäischer Missionierungsbestrebungen gegenüber den „Unzivilisierten“ aufwerten wollte. Hier ist jedoch schon aus methodischen Gründen größte Vorsicht angebracht.

Entscheidend für das *kulturelle* Selbstbild, wie es sich etwa in der Literatur reflektiert, ist in dieser Frage aber ein abgrenzender Gestus: Man sah sich selbst gerade *nicht* als Kolonisator, *nicht* als Sklavenhalter, Unterdrücker und ökonomische Ausbeuter, geschweige denn als Macht, die fremde Völker ausrotten würde. Vielmehr blieb der Mythos der positiven zivilisatorischen Kraft, die ihre Unterworfenen zu Staatsbürgern machte und nach dem Prinzip der brüderlichen Anleitung behandelte, weitgehend ungebrochen. Tatsächlich kam es in der Geschichte der russischen Aneignung fremder Gebiete immer wieder zu erstaunlichen Konstellationen, in denen den ‚fremden‘ bzw. neuen Bewohnern Privilegien zugestanden wurden, die analoge Gruppen der angestammten Bevölkerung nicht hatten. So gab es jahrhundertelang in weiten Teilen des Reichs eine juristische Behandlung nichtrussischer Bauern, die diese

gegenüber den russischen privilegierten. So konnten beispielsweise lange Tataren nicht Leibeigene von Russen werden, wohl aber umgekehrt (Kappeler 1992, S. 34) – eine für andere ‚Kolonialmächte‘ undenkbare Konstellation. Spezifisch ethnische Benachteiligungen der Art, wie sie in europäisch kolonisierten (oder ehemals kolonisierten) Gebieten geläufig waren, sind für das Landimperium Russland viel weniger typisch, obwohl durchaus – beispielsweise im Einsatz von Kosakenregimentern oder durch Siedlungspolitik – einzelne Ethnien besonderen Belastungen ausgesetzt sein konnten; das Kapitel der Deportationen der Stalinzeit müsste dabei gesondert behandelt werden. Dass diesbezüglich die oft beschönigenden russischen Selbstbilder mit anderen Perspektiven, sei es diejenige der ukrainischen nationalen Bewegung oder, als Extremfall, der tschetschenischen Unabhängigkeitsbewegung, nicht in Übereinstimmung zu bringen sind, versteht sich von selbst – letztere versteht heute die russische Invasion ebenso als planmäßigen Völkermord wie der ukrainische Nationalismus die Hungerkatastrophe der frühen 1930er Jahre. Auch hier gilt, dass die großen (inter-)kulturellen Narrative nicht beliebig flexibel und kompatibel sind.

Begriffe wie ‚Kolonialismus‘, ‚Imperium‘ und erst recht ‚Imperialismus‘ werden in der Übertragung auf Russland noch problematischer, als sie es ohnehin schon sind. Dies umso mehr, wenn Literaturwissenschaftler sie ohne genauere Bestimmung, praktisch deckungsgleich und im Grunde metaphorisch verwenden. Klare Wahrheiten jenseits von kulturellen oder politischen Perspektiven gibt es hier jedenfalls nicht. Westliche Forscher wie die polnisch-kanadische Slavistin Ewa Thompson (2000) schließen manchmal aus dem Faktum, dass es keine *postcolonial studies* in Russland gibt, auf eine imperialistisch voreingenommene russische intellektuelle Kultur. Doch müsste man eher fragen, ob in diesen Anwendungen postkolonialer Konzepte nicht mehr westliche Perspektive steckt, als es den Anschein macht.

Es gibt in Russland sehr wohl kritische Darstellungen über die Geschichte der Kaukasuspolitik. Doch ist es tatsächlich höchst selten, dass man der Literatur eine Art von Mitverantwortung an den Eroberungen und staatlichen Vorgehensweisen zuschreibt: Die intellektuelle russische Kultur versteht ihre Literatur, die immer gesellschaftliches Leitmedium war, nicht gern als regierungshörig, geschweige denn als antihuman. Man mag darin einen Selbstmythos der russischen Intelligenz sehen, doch wäre dann ein entsprechend differenzierter Nachweis zu führen, der zumindest in Betracht zöge, dass die ‚großen Erzählungen‘ über sich selbst und diejenige über den Anderen immer differieren und die Suche nach der einen, geschlossenen und wahren Erzählung das Wesentliche übersehen könnte.

3. Die Literatur und der Kaukasus

Es gibt einen gewissen Konsens darüber, dass die romantische literarische Repräsentation des Kaukasus den wohl bedeutendsten Anstoß zur kulturellen Wahrnehmung dieser Region auf russischer Seite lieferte. Ich beschränke mich im Folgenden auf die Spezifik dieser romantischen literarischen Kaukasuswahrnehmung und ihrer Repräsentation des Anderen. Es sind diese Kaukasustexte, die in allen postkolonialen Arbeiten zu Literatur und Imperium angeführt werden und an denen die These der Parallele zwischen Literatur und militärisch-politischer Aneignung entwickelt wird. Allen voran ist dies Aleksandr Puškins *Kavkazskij plennik* (*Der kaukasische Gefangene*).

Bevor ich eine eigene Textlektüre skizziere, möchte ich an einem Beispiel zeigen, wie diesbezüglich die in der Russistik vorherrschend gewordene Argumentation postkolonial ausgerichteter Arbeiten etwa verläuft. Dazu wähle ich einen oft zitierten Aufsatz von Katya Hokanson über Puškins *Kavkazskij plennik*, über den Text also, der das Kaukasus-Thema zu einem zentralen Motiv der russischen Literatur machte und gleichzeitig zu den Anfangsimpulsen der russischen Romantik gehört. Bekanntlich reflektiert sich in dieser Verserzählung Puškins noch frische Bekanntschaft mit den *oriental tales* von Lord Byron ebenso wie eine Kaukasus-Reise. Die Erzählung handelt von einem russischen Gefangenen in einem Dorf der „Tscherkessen“. Der Russe, für den Freiheit der höchste Wert ist, hat nur zu einem Mädchen Kontakt, das ihm das Essen bringt, doch beobachtet er voller Bewunderung das wilde und kriegerische Volk, das seinerseits seinen stoischen Gleichmut lobt; seiner Heimat ist er gesellschaftlich, aber auch durch eine unglückliche Liebe entfremdet. Bei allem spielt die Erhabenheit der Berglandschaft eine große Rolle. Im zweiten Teil – das Mädchen hat unterdessen seine Sprache gelernt – weist der Gefangene die Liebe des Mädchens zurück, weil er innerlich an seine unglückliche erste Liebe gebunden ist. Das Mädchen befreit ihn dennoch und gibt vor, mit ihm zu fliehen; sie kann aber nicht schwimmen und ertrinkt im Grenzfluss. In einem Epilog wird dann überraschend die gewaltsame Eroberung des Kaukasus durch Russland gepriesen – was einige Freunde Puškins entsetzte und in der Rezeptionsgeschichte heftige Diskussionen auslöste.

Wie zeigt sich gerade in diesem Text der „imperiale“ Zug der russischen Literatur? Hokanson argumentiert, der Kampf gegen die Bergbewohner sei im Auftrag der „Russifizierung“ erfolgt und habe alle Ingredienzen eines literaturfähigen „drama“ besessen: das Bild wilder Freiheit, „action“, die Kämpfe, das exotische Setting und die schöne Natur, dazu das Freiheitsthema, das mit Byrons Begeisterung für den Befreiungskrieg Griechenlands und mit den späteren Dekabristen korrespondiere, weiterhin Exotismus und Orientalismus. Hokanson

sieht den Text als Verkörperung von Bestrebungen, den romantischen Begriff des ‚Nationalen‘, der *nationalité*, ins Russische zu übertragen; Puškins Freund Vjazemskij hatte dafür den neuen Begriff der *narodnost'* geprägt, der nun die Diskussionen der Romantiker erfüllte. Hokanson behauptet nun, diese *narodnost'*, der Nationalcharakter, sei als ausschließliche „russianness“ verstanden worden. Ihr Zeuge dafür ist Orest Somov, übrigens ein Sympathisant der Dekabristen und ein enger Freund von Aleksandr Bestužev, von dem noch die Rede sein wird.

Somov habe, so Hokanson, in seinem einflussreichen Aufsatz über die romantische Dichtung dafür plädiert, dass diese sich alle Gegenden und Kulturen des Russischen Reiches zum Gegenstand nehmen sollte, dass sich also alles in russischer Dichtung ausdrücken lasse. Darin erkennt Hokanson den imperialen Zug: „he emphasized the new, imperial nature of Russian literature“ (Hokanson 1994, S. 340). Das „empire of narodnost“ werde so zum „literary equivalent of colonization, with all peoples appropriated for Russian literary representation“ (ebd.). „Imperial“ und „national“ werden hier deckungsgleich, „belong“ und „appropriated“ bezeichnen ein Besitzverhältnis. Puškins Text über den Kaukasus vereinnahme also den Kaukasus für die russische Kultur, seine in der Widmung beschworene Muse, die das Kriegsgebiet des Kaukasus als neuen Parnass erkennt, sei „a bloodthirsty figure“ (Hokanson 1994, S. 344).

Der Hinweis auf Somov ist durchaus berechtigt. Sein Romantikprogramm ist das kompakteste und ausführlichste, das wir aus dem russischen Kontext haben, und es ist repräsentativ für die dem Dekabrizmus nahestehende und tendentiell byronistische Richtung bzw. Generation der Romantik, der auch Puškin zugehörte. Somov geht vom damaligen Konsens seiner Kreise aus, dass die bisherige russische Literatur zu sehr den Westen kopiert habe, anstatt ihre eigenen Ausdrucksformen zu finden. Ausgangspunkt des erwähnten Aufsatzes *O romantičeskoj poëzii* (*Über die romantische Poesie*, 1823) ist die Herderisch geprägte Auffassung, dass wahre Poesie nationale Züge tragen und die Lebens- und Denkweise eines Volkes spiegeln müsse. Somov sucht eine Spezifik für die russische Literatur und findet diese in der russischen Reichsbildung:

Doch wie viele verschiedene Völker werden unter dem Begriff Russen zusammengefasst oder sind von Russland abhängig, ohne durch ausländisches Territorium oder weite Meere von ihm getrennt zu sein! Wie viele verschiedene Menschentypen, Sitten und Bräuche bieten sich dem forschenden Blick innerhalb der russischen Grenzen dar! Von den eigentlichen Russen gar nicht zu reden [...] (Somov 1975, S. 437).

Но сколько различных народов слилось под одно название русских или зависят от России, не отделяясь ни пространством земель чужих, ни морями далекими! Сколько разных обличков, нравов и обычаяев представляется испы-